# „… dass man bauen könnte auf jedes Wort als auf einen Felsen …“

Alfred Reber

## Worum es geht

Wie dachte Jeremias Gotthelf über die Sprache? Wie wan- delte sich die Auffassung von Sprache und der Umgang mit ihr seither? Knapp zusammengefasst lässt sich sagen, Gotthelf stehe am Beginn einer Wende. Wir erleben in un- sern Tagen ein lawinenhaftes Anwachsen von Spracher- zeugung in den Medien, vom Buch über Radio und Fernse- hen bis zum Internet, einen Verschleiss von Sprache

– verglichen damit war Gotthelfs Zeit beinahe idyllisch. Unsere Epoche hat gigantische Möglichkeiten der Manipu- lation, der Verschleierung durch Sprache entwickelt, wir haben schlimme Beispiele politischen Missbrauchs von Sprache erlebt. Gotthelf spürte, vor allem in den spätern Jahren, solche Gefahren heraufkommen.

Der erste Teil dieses Aufsatzes stellt Betrachtungen des Vi- kars Albert Bitzius über sein Pfarramt und über die Sprache vor. Im zweiten Teil kommt der späte Gotthelf als politi- scher Kämpfer für Redlichkeit und gegen unlautere sprach- liche Verschleierung zu Wort. Der dritte Teil schlägt den Bogen zur Gegenwart.

## Vikar Albert Bitzius über Pfarramt und Sprache

Am 2. Januar 1831 trat Jeremi- as Gotthelf noch als Albert Bit- zius seine vierte Vikariatsstelle in Lützelflüh an. Im Sommer 1831 predigte er an vier Sonn- tagen hintereinander über die Verse 1-12 aus dem 3. Kapitel des Jakobusbriefes. Den Pfer- den könnten wir„den Zaum ins Maul legen, damit sie uns ge- horchen“, erklärt Jakobus, und



Berchtold Haller Verlag

Alfred Reber

**„Zur Liebe ist das menschliche Herz geschaffen“**

**Betrachtungen zu Gotthelfs Wirken**

so „lenkten wir ihren ganzen Leib“. Ebenso könnten wir grosse, von starken Winden getriebene Schiffe „mit einem kleinen Ruder“ lenken. So sei „auch die Zunge ein kleines Glied und richtet grosse Dinge an. Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet’s an!“ Denn„die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Übel, voll tödlichen Giftes“. Jakobus will also den Menschen bewusst machen, was sie mit ihrer Zunge Schlimmes anzurichten imstande seien.

Dieses Thema greift Bitzius auf. In der ersten der vier Pre- digten erklärt er seine Auffassung vom Kernauftrag eines evangelischen Pfarrers: So wie Christus ein Lehrer des Vol- kes war, so sei auch der Pfarrer ein Lehrer seiner Gemeinde,

beschäftige sich „mit der unsterblichen Seele des Men- schen“, wolle sie zur Erkenntnis und durch sie zur Seligkeit führen. (E 17, S. 186) Eine verantwortungsvolle Aufgabe; der Pfarrer erfülle sie vornehmlich über das Medium der Sprache und merke dabei nur zu oft, dass er das, was er erkannt habe, „nicht deutlich und bündig auszusprechen“ (Ebd., S. 189) vermöge; er erwecke Missverständnisse oder finde den richtigen Ton nicht:

Wie oft mag es ihm geschehen, dass er sanft redet, wo ein hartes Herz strenge Worte verdiente! Wie oft, dass er ein weiches Herz mit einem strengen Worte verletzt, dass er ein andächtiges Herz mit Mahnungen zur Busse einschüch- tert oder ein bussfertiges Herz durch blosse fromme Be- trachtung zerstreut. (Ebd.)

Folgerichti spricht Bitzius an den folgenden drei Sonnta- gen über die Sprache selber. Die Sprache sei eine kostbare Gabe Gottes und habe „einen unermesslichen Wert für uns“. (Ebd., S. 194) Sie sei„ein Wunder der Allmacht Gottes, das wenige bedenken, eben weil es so einfach ist, so natür- lich scheint, so wie von sich selbst entstanden“. (Ebd., S.

196) Was wir als geistige Wesen seien, hätten„wir der Spra- che zu verdanken“. (Ebd.)

Durch die Sprache allein gelingt es ja den Eltern, die Kinder zu vernünftigen Geschöpfen heranzubilden, ihre Fähigkei- ten zu entwickeln, die Gefühle zu leiten zur Frömmigkeit,

den Willen zum Gehorsam. (Ebd., S. 197)

Die Sprache sei also„das köstlichste Vorrecht und das wun- derbarste“, das der Mensch besitze, „er kann Gott nicht ge- nug dafür danken“. (Ebd., S. 199) Aber von allen seinen Ga- ben missbrauche der Mensch gerade die Sprache am meisten und sündige durch sie„tagtäglich an Gott und sei- nen Nächsten“. (Ebd.) Man rede nicht mit seinen Kindern, man warne Mitmenschen nicht vor Gefahren, man lasse

„Spannungen zwischen uns und unsern Nächsten“ entstehen:

Man entfremdet sich gegenseitig […]. Eine freundliche Fra- ge bloss würde hinreichen, um das angenehme Verhältnis herzustellen. Aber man tut sie oft nicht, weil der Stolz grös- ser ist als die Nächstenliebe. […]. Man wird durch gereizte Heftigkeit im Betragen seine innere Verletzung kundgeben oder durch gehässige Bitterkeit im Tone, sobald man sich beleidigt glaubt. Dann zieht eins das andere nach, ein Wort lockt ein anderes hervor, und ehe man es sich versieht, schlägt der Streit, der anfangs mit einem vernünftigen Wort geschlichtet worden wäre, in helle Flammen auf. (Ebd., S. 200 f.)

Dieser Abschnitt nimmt in knapper Form vorweg, wie spä- ter im Roman Geld und Geist aus geringem Anlass der Streit auf Liebiwyl entsteht. Immer wieder bilden sich in diesen Predigten so etwas wie epische Keimzellen.

An anderer Stelle rügt Bitzius den „unnützen und schlech- ten Gebrauch“ der Sprache (Ebd., S. 203) und prangert die Schwätzer an. Als vernünftiges Geschöpf sollte der Mensch zuerst denken, bevor er redet. Denn wer drauflos rede um des Redens willen, erniedrige die Sprache zum Spielzeug. Scharf verurteilt Bitzius üble Nachrede, das Urteilen über den Nächsten, Klatsch in jeder Form, Heuchelei und Schmeichelei und das mutwillige Schüren von Streit. Am Ende der langen Liste stehen „Zungensünden“ wie Unehr- lichkeit, Täuschung, Klatschsucht, „spitzige Worte“, alles Verhaltensweisen, die er später in seinen Romanen und Er- zählungen unübertroffen lebendig schildert:

Wie herrlich wäre unser Leben nicht, wenn die Worte treu des Herzens Gedanken ausdrückten und treu gehalten würde, was der Mund ausgesprochen, dass man bauen könnte auf jedes Wort als auf einen Felsen. Dann würde un- ser Zusammenleben sich ganz anders gestalten als jetzt, wo man jedes Wort verbriefen und verbürgen muss. Aber einmal ist es so nicht, es herrscht ein allgemeines Misstrau- en, und die meisten suchen in der Schlauheit und Ver- stecktheit ihren Vorteil, nicht in der Offenheit und Aufrich- tigkeit. (Ebd., S. 221)

Man kann darüber rätseln, warum Bitzius sich damals so intensiv mit der Sprache auseinandersetzte. Ein Grund könnte darin liegen, dass er sich in die neue Umgebung

und in die ihm zunächst fremde Mentalität im obern Em- mental einleben musste. Im Januar 1831 beklagte er sich in einem Brief:

Ich sitze hier einsam und verlassen, meine Geschäfte, be- sonders die Schulbesuche erlauben mir nicht, weiter zu gehen, durch Briefe vernehme ich nichts, wie die Sachen stehen, Zeitungen habe ich keine. Die Gemeinde kenne ich nicht (sie scheint sehr ruhig zu sein), so bin ich wie auf einer Insel mitten im Meer. (E 4, S. 100)

Seine Jugend und Vikariatszeit bis 1829 verbrachte Bitzius grösstenteils in den Mittellanddörfern Utzenstorf und Herzogenbuchsee, in Dörfern also, wo man nahe beisam- men wohnte, wo die Felder der einzelnen Bauern nach dem System der alten Dreifelderwirtschaft auf den drei Zelgen ums Dorf herum verstreut lagen und man bei ihrer Bewirtschaftung aufeinander angewiesen war. Da konnte es laut zugehen, da gab es Klatsch und Tratsch.

Mit dem Wechsel nach Lützelflüh kam Bitzius ins obere Emmental mit weit verstreuten Hofgruppen und einsam stehenden Einzelhöfen. Die Dörfer bilden einen Sied- lungskern mit Kirche, Schule, Wirtshaus, Gewerbebetrie- ben und einigen Bauernhöfen. Dreifelderwirtschaft gibt es hier kaum, die Bauern haben ihr Land meist ziemlich geschlossen rund um ihren Hof herum. Hier ging es ruhi- ger und gemessener zu und her, Lebensweise und Menta-

lität unterschieden sich erheblich von der in den Mittel- landdörfern. Diese Oberemmentaler Mentalität machte Bitzius am Anfang zu schaffen, wie ein Brief vom 5. Dez. 1832 zeigt:

Im übrigen bin ich sonst ziemlich zufrieden und heiter hier, […]. Die Emmentaler sind ein eigenes Volk, Egoisten, weil sie meist abgesondert wohnen, daher zugleich verschlos- sen und etwas stolz; ein jeder meint, er sei Herreli auf seiner Festung. (Ebd., S. 112)

An den früheren Vikariatsstellen war er stärker ins gesell- schaftliche Leben eingebunden gewesen. In Herzogen- buchsse hatte er Freunde gefunden, mit denen er weiter- hin verbunden blieb; er hatte sich voll für die Schule engagiert. In Bern beteiligte er sich an der Bewegung, die nach der Julirevolution von 1830 mehr demokratische Rechte einforderte, und dies mit Erfolg: Am 13. Januar 1831 dankte das Patriziat ab. Bis in den Frühling 1831 setzte Bit- zius sich für politische Reformen im Kanton Bern ein; am

18. Okt. 1830 schrieb er an Joseph Burkhalter, die französi- sche Revolution habe für die gleichen Ideen und gegen das gleiche Unrecht gekämpft wie die jetzige, habe dies aber mit Gewalt getan und sei deshalb mit Gewalt wieder unterdrückt worden. Die Revolution von 1830 dagegen habe„die Vernunft begonnen, durchgeführt und beschlos- sen; darum wird sie beschlossen bleiben“. (Ebd., S. 94).

Doch schon im Verlauf des Jahres 1831 wich diese Zuver- sicht einer tiefen Ernüchterung; im Dezember 1831 klagte er Burkhalter, er fühle sich im Stich gelassen und sehe sich

„fast vereinzelt stehn mit offenem Maul“:

Eine Menge stürmt nun gedankenlos zu, als ob ihre Augen verbunden wären. Sie haben redlichen Willen; aber es fehlt ihnen etwas im Kopf. Eine andere Menge streckt nun Hän- de und Zunge aus nach guten Bisslein; man teilt die Stellen aus wie Siegesbeute; eine Hand wäscht die andere, und eine dritte Menge, die bis dahin scheu sich verkrochen, kriecht aus den Löchern hervor und brüllt nun am laute- sten ins Urnerhorn, damit man ihnen vergesse, wie lange sie nicht gebrüllt. Diese Dreieinigkeit hat sich der Politik,

1. h. ihres Ganges bemächtigt und speit gegen jeden Feuer und Flammen, der nicht mit ihr ins gleiche Bockshorn stösst. (Ebd., S. 111)

Es wurde also still um den tatendurstigen Bitzius. Vom Frühling 1832 an – damals wurde er als neu gewählter Pfar- rer in Lützelflüh eingesetzt – führte er und später vor allem seine Frau Henriette Bitzius-Zeender ein Verzeichnis der Besuche im Pfarrhaus Lützelflüh. Von 1832 bis 1839 sind gerade mal 26 Besuche aus Lützelflüh vermerkt neben im- merhin 25 Besuchen aus seiner früheren Gemeinde Herzo- genbuchsee (Alfred Reber / Hans Riedhauser, Gotthelfs Gäste. Besucherverzeichnisse 1832-1850. Gotthelf-Stube

Lützelflüh 2004, S. 191 ff.). Still wurde es aber auch, weil die politische Umwälzung vollzogen war und Bitzius zudem spürte, dass man in der Gemeinde keinen Pfarrer wünsch- te, der sich zu sehr politisch betätigte. Unter solchen Um- ständen erscheint es verständlich, dass er sich vorüberge- hend auf sich selbst zurückzog und sich mit Fragen nach den Aufgaben eines Pfarrers, nach Wesen und Bedeutung der Sprache, nach Mustern des zwischenmenschlichen Verkehrs auseinandersetzte – für sein späteres schriftstelle- risches Schaffen höchst wichtige Fragen.

**Jeremias Gotthelf –„Güterabtretung“ statt„Geltstag“?** In der Predigt über die „Zungensünden“ hatte Bitzius ge- klagt, das Zusammenleben der Menschen leide darunter, dass die Worte nicht mehr „treu des Herzens Gedanken ausdrückten und treu gehalten würde, was der Mund aus- gesprochen“. Jetzt müsse man „jedes Wort verbriefen und verbürgen“, es herrsche Misstrauen, man setze auf„Schlau- heit und Verstecktheit“, nicht auf„Offenheit und Aufrichtig- keit“. (E 17, S. 221)

Diese Klage verstummte nicht mehr. Im Verlauf der 40er Jahre verschärfte sich die politische Auseinandersetzung. Einer neuen Generation junger, meist juristisch geschulter Politiker, den Radikalen, ging die Umwälzung von 1830/31 zu wenig weit: Ihr Ziel war ein rein säkularer Staat. Sie führ-

ten einen Propagandafeldzug gegen Kirche, „Pfaffen“ und Religion und wollten den Einfluss der Geistlichen in Schule und Staat zurückbinden. Das forderte Jeremias Gotthelf heraus. Der Kampf gegen die Radikalen wurde für ihn zur apokalyptischen Entscheidungsschlacht zwischen Chri- stentum und radikalem Unglauben. Er achtete argwöh- nisch darauf, wie die Gegner mit der Sprache umgingen, und geisselte Versuche, mit verschleiernden Formulierun- gen – in der Fachsprache „Euphemismen“ genannt – die wahren Absichten zu tarnen.

Ein instruktives Beispiel dafür stellt Michael Lauener in sei- ner breit angelegten Untersuchung über Gotthelfs Auffas- sung von Recht und Gerechtigkeit, über seine christlich begründete Kritik an der Ablösung alter Rechts- und Ge- sellschaftsmodelle durch den modernen Rechtsstaat vor (Jeremias Gotthelf – Prediger gegen den Rechtsstaat. Schulthess Zürich – Basel – Genf 2011). Das Betreibungsge- setz von 1847 ersetzte den herkömmlichen Begriff „Gelts- tag“ durch „Güterabtretung“. Lauener bezeichnet dies als

„sprachliche Entmoralisierung des Gesetzes: moralische Gleichstellung des Schuldners und Bankrotteurs mit dem

‚ehrlichen Mann’“. (Lauener, S. 195) Lauener zitiert vier Stel- len, an denen Gotthelf diese„sprachliche Entmoralisierung der Gesetze“ kritisiert. Zwei davon geben wir nachstehend wieder. Am ausführlichsten äusserte sich Gotthelf im Ro-

man Erlebnisse eines Schuldenbauers:

Wir haben uns schon mehrere Male ausgesprochen, dass kein verfluchter Mittel sei, um dem Volk andere Begriffe beizubringen, als wenn man die alten Worte für eine Sache, ein Verhältnis, eine Handlung mit neuen vertauscht, mit neuen Worten ersetzt; mit den neuen Worten verdrängt man auch den alten Begriff, den das Publikum von der Sa- che hatte. Wer geltstagte, war nicht mehr ehrenfähig, war ein toter Mann. Güterabtretung war von alters her eine schöne Sache; um Güter abzutreten, musste man Güter ha- ben. Reiche Väter traten Söhnen, Kindern Güter ab, reiche Onkel, reiche Tanten hatten zuweilen auch dergleichen schöne und geistreiche Einfälle, machten Güterabtretun- gen, […].

Geltstag ist aber etwas durchaus anderes. Geltstagen nannte man, sehr ehrenwerte Ausnahmen, Bürgschaften, Naturereignisse usw., abgerechnet, alles, was man hatte, Gläubigern dargeben müssen mit den Worten: „Messieurs, partagez!“, weil man verlumpet, was man gehabt, weniger hätte als nichts und mehr oder weniger Leute verlustig machte. Das war Geltstagen, war sehr anrüchig, wurde den Kindern angerechnet bis ins dritte und vierte Geschlecht, jene Ausnahmen vorbehalten. „Er muss nicht alles sein, sy Vater kam über nüt u soll doch sövli gerbt ha“, heisst es bis auf diesen Tag. Über nüt cho, das tut man, obige Ausnah-

men vorbehalten, aus Mangel an Verstand, aus Mangel an Tugend, aus Mangel an Fleiss oder, bestimmt gesagt, aus Dummheit, aus Schlechtigkeit, aus Faulheit. Wer so dumm, so schlecht, so faul ist, der Väter Erbe nicht zu bewahren, seinen Verdienst mit seinem Verbrauch nicht in Einklang zu bringen, ist kein Mann, kein ehrenfähiger Bürger, er war nicht imstande, zu der eigenen Sache zu sehen, wie sollte er zu fremder sehen!“ (SW XIV, S. 176 f ).

Gotthelf unterschied also einen durch Unglücksfälle verur- sachten, nicht selbstverschuldeten, von einem fahrlässig verschuldeten, ja kriminellen Geltstag. Indem man das alte Wort durch den Euphemismus „Güterabtretung“ ersetzte, senkte man die Hemmschwelle, machte den Bankrotteur

„salonfähig“, wie Gotthelf es im Roman Zeitgeist und Bern- ergeist darstellte:

Aber was wolle man: seit man nicht mehr geltstage, schäm- ten sich die Leute nicht mehr, wenn sie ds Hudels würden. Mit Güterabtretung schüttle man die Schulden ab, wie ein Handwerksbursche ein beschmutztes Hemd abziehe, um damit dem Beissen und den Flöhen loszuwerden. Hernach sei man noch einmal so wohl, ganz neu. (SW XIII, S. 253)

## Gegenwart: „Kollateralschaden“, „Altenplage“ …

Der Euphemismus ist ein uraltes Stilmittel. Man brauchte schon immer Umschreibungen, wenn man als anstössig

Geltendes nicht direkt benennen, soziale Tabus nicht bre- chen oder Absichten verschleiern wollte. Untersucht man, was für Euphemismen in einer Epoche vorrangig verwen- det wurden, so erlaubt dies Rückschlüsse auf die jeweilige Mentalität. Der folgende Ausschnitt aus Stefan Zweigs Buch Die Welt von gestern beispielsweise entlarvt die Prü- derie in der Wende vom 19. zum 20. Jh.:

Vielleicht wird man heute noch verstehen, dass es in jener Zeit als Verbrechen gegolten, wenn eine Frau bei Sport oder Spiel eine Hose angelegt hätte. Aber wie die hysteri- sche Prüderie begreiflich machen, dass eine Dame das Wort ‚Hose’ damals überhaupt nicht über die Lippen brin- gen durfte? Sie musste, wenn sie schon der Existenz eines so sinnengefährlichen Objekts wie einer Männerhose überhaupt Erwähnung tat, dafür das unschuldige ‚Bein- kleid’ oder die eigens erfundene ausweichende Bezeich- nung ‚Die Unaussprechlichen’ wählen. (Stefan Zweig, Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers. S. Fischer Verlag Stockholm, 1962. S. 76)

Sieht man sich heute im Bereich von Politik und Wirtschaft um, könnte einem übel werden ob des eingangs erwähn- ten „lawinenhaften Anwachsens von Spracherzeugung“, von„Sprachverschleiss“. Die Kreativität von Politikern, Öko- nomen, Werbeleuten, Medienschaffenden im Erfinden neuer Euphemismen scheint unerschöpflich. Seit 1991 er-

mittelt die Gesellschaft für deutsche Sprache, ab 1994 ab- gelöst durch die Aktion Unwort des Jahres, in Umfragen alljährlich besonders fragwürdige sprachliche Neuprägun- gen.

Als Unwort des Jahres 1999 wurde der militärische Begriff Kollateralschaden angeprangert:

Das Wort bezeichnet […] eine mit einem militärischen Schlag […] einhergehende Zerstörung von zivilen Einrich- tungen und die Tötung von Zivilpersonen. Mit dem Wort

„Kollateralschaden“ wird die verheerende Tat und die ihr zugrunde liegende Aggression zu einer Sache herabge- mindert, die „nebenher“ (lateral = seitlich, nebenbei) […] passiert. Die Empörung der Öffentlichkeit über den Zynis- mus, der in diesem Wortgebrauch liegt, schlug sich darin nieder, dass der Ausdruck in Deutschland im Jahr 1999 zum „Unwort des Jahres“ erklärt wurde. [(w](http://www.de.wikipe-/)w[w.de.wikipe-](http://www.de.wikipe-/) dia.org/wik/Euphemismus)

Totalitäre Herrschaftssysteme verwenden Euphemismen systematisch, um die öffentliche Meinung zu manipulieren und brutale Unterdrückung durch verharmlosende Begrif- fe zu tarnen. Das nationalsozialistische Deutschland, vorab sein ideologischer Einpeitscher und Propagandaminister Joseph Goebbels, ist dafür ein erschreckendes Beispiel.

Der Eroberungs- und Ausrottungskrieg wurde glorifizie- rend Grossdeutscher Freiheitskrieg genannt. Die Unter-

drückung freiheitlicher Regungen, die Abschaffung der Pressefreiheit paukte man als Gleichschaltung durch. Am 1. August 1934 wurden alle Parteien aufgelöst und die NS- DAP zur Körperschaft öffentlichen Rechts erklärt: „Gleich- schaltung von Partei und Staat“. Joseph Goebbels wurde Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda – auch dieser Titel ist ein Euphemismus – und am 13. März 1933 leitete man mit der Schaffung der Reichskulturkammer die Gleichschaltung des kulturellen Lebens ein. Dem folgte die Gleichschaltung der Massenmedien und die Aufhebung der Pressefreiheit. Der scheinbar harmlos klingende Begriff Gleichschaltung war auch der Auslöser für die „Aktion wi- der den undeutschen Geist“ vom 10. Mai 1933, als die Deutsche Studentenschaft zehntausende Bücher öffent- lich verbrannte.

Die schlimmsten Euphemismen zur Verschleierung von Nazi-Verbrechen gegen die Menschlichkeit sind die Begrif- fe Euthanasie und Endlösung. Euthanasie – im Griechi- schen: Linderung des Leidens im Sterben, Sterbehilfe – be- zeichnet die Tötung von geistig, psychisch, körperlich Behinderten, später auch von gesunden Unangepassten; ferner die Tötung arbeitsunfähiger KZ-Häftlinge. Endlö- sung ist die Kurzform für „Endlösung der Judenfrage“ und meint die systematische Ermordung der jüdischen Bevöl- kerung. Mit einem Gefühl tiefen Grauens liest man, wie

kaltschnäuzig Nazifunktionäre über die „Endlösung“ rede- ten. Als Beispiel einige Sätze aus einem Brief von Reinhard Heydrich, Leiter des Reichssicherheitshauptamts (RSHA) und stellvertretender Reichsprotektor in Böhmen und Mähren, an einen Untergebenen im Januar 1942:

Da nun erfreulicherweise die Grundlinie hinsichtlich der praktischen Durchführung der Endlösung der Judenfrage festgelegt ist und seitens der hieran beteiligten Stellen völ- lige Übereinstimmung herrscht, darf ich Sie bitten, Ihre Sachbearbeiter zwecks Fertigstellung der vom Reichsmar- schall gewünschten Vorlage, in der die organisatorischen, technischen und materiellen Voraussetzungen zur prakti- schen Inangriffnahme der Lösungsarbeiten aufgezeigt werden sollen, zu den hierfür notwendigen Detailbespre- chungen abzustellen. [(w](http://www.de.wikipedia.org/wik/Euphe-)w[w.de.wikipedia.org/wik/Euphe-](http://www.de.wikipedia.org/wik/Euphe-) mismus) Victor Klemperer (1881-1960), deutscher Jude, bis 1933 Professor für Romanistik an der Technischen Hoch- schule Dresden, nach dem Krieg in Greifswald, Halle und Berlin, überlebte die Nazizeit, weil seine deutsche Frau ihm unerschütterlich zur Seite stand. Er schrieb 1946 eine noch heute lesenswerte Analyse der Nazi-Sprache: LTI. Lingua Tertii Imperii. Die Sprache des Dritten Reiches. Reclam Leipzig 1991.

Auf Grund der „Nürnberger Gesetze zur Reinhaltung des deutschen Blutes“ wurden immer mehr Geschäfte„arisiert“,

d. h. den rechtmässigen jüdischen Besitzern weggenom- men und an stramme„arische“ Parteigenossen übergeben. Man nahm den Juden auch ihre Häuser weg und steckte sie in sogenannte„Judenhäuser“, die auch mitten in„arischen“ Quartieren stehen konnten. Als die Massendeportation der Juden anlief, wohnten oft keine Juden mehr in solchen Häusern, da habe man die Anschrift„Dieses Haus ist juden- rein“ angebracht.

Und bald tauchten auch da und dort noch andere Zettel an den Korridortüren auf, medusenhafte Zettel: „Hier wohnte der Jude Weil.“ Dann wusste die Briefträgerin, dass sie sich nicht mehr um seine neue Adresse zu bemühen brauchte; der Absender erhielt sein Schreiben zurück mit dem eu- phemistischen Vermerk: „Adressat abgewandert.“ So dass also „abgewandert“ in grausamer Sonderbedeutung durchaus ins Lexikon der LTI gehört, in die Judensparte. (Klemperer, LTI, S. 180)

Joseph Goebbels und seine Schreiberlinge haben leider, was Verschleierung und Täuschung durch Sprache angeht, gelehrige Nachahmer, und dies nicht nur in andern totali- tären Staaten wie in der früheren DDR. Es genügt, die Liste Unwort des Jahres durchzugehen. Hier ein paar Kostpro- ben von zynischen bis menschenverachtenden Schlagwor- ten aus politischen Debatten: ausländerfrei (1991 – man denkt ans „judenfreie Haus“); Beileidstourismus, ethnische

Säuberung (1992); Altenplage (1995); Rentnerschwemme

(1996); sozialverträgliches Frühableben (1998); Langlebig-

keitsrisiko (2005).

Nicht besser sieht es im Bereich der Wirtschaft aus. Bei bri- santen Themen, etwa wenn es um Arbeitsplätze geht, ist man mit Beschönigungen schnell zur Hand, statt von„Ent- lassung“ spricht man z. B. von Freisetzung, denn da klin- gen die edlen Begriffe „frei“, „Freiheit“ und „Frei-Sein“ an und der negative Sinn von „entlassen“ wird vermieden. Man spricht – sprachlich eigentlich barer Unsinn – von Null- und Minuswachstum, der positive Begriff Wachstum soll davon ablenken, dass nichts gewonnen bzw. viel ver- loren wurde. Hier einige weitere Kostproben aus der be- reits zitierten Liste: Personalentsorgung (1991); sozialver- träglicher Stellenabbau, schlanke Produktion (lean production) (1995); Belegschaftslasten (1998); überkapa-

zitäre Mitarbeiter (2001); Entlassungsproduktivität (2005);

betriebsratsverseucht (2009).

Was sagte Gotthelf im Roman Erlebnisse eines Schulden- bauers?

Wir haben uns schon mehrere Male ausgesprochen, dass kein verfluchter Mittel sei, um dem Volk andere Begriffe beizubringen, als wenn man die alten Worte für eine Sa- che, ein Verhältnis, eine Handlung mit neuen vertauscht, mit neuen Worten ersetzt; mit den neuen Worten ver- drängt man auch den alten Begriff …

Dem habe ich nichts beizufügen.

## Jeremias Gotthelfs Werke werden zitiert nach:

Jeremias Gotthelf, Sämtliche Werke in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbänden. In Verbindung mit der Familie Bitzius herausgegeben von R. Hunziker, H. Bloesch, K. Guggisberg und W. Juker.

Eugen Rentsch Verlag Erlenbach-Zürich 1911 ff.

Erzählerische Werke: SW XI …, S. …

Übrige Schriften (Predigten, Briefe usw.): E 3, S. …